

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordesch.

N^o 18.

Samstag den 3. März

1849.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Dienstag und Samstag. Der Preis des Blattes ist im Comptoir ganzjährig 3 fl., halbjährig 1 fl. 30 kr. Durch die Post ganzjährig 4 fl., halbjährig 2 fl. 6. M.

Die jungen Dichter als Vorleser.

Episode aus Alexander Dumas Leben.

Nichts ist leichter auf der Welt, als ein Buch zu machen. Feder, Papier und Tinte sind bald zu haben, in vierzehn Tagen lassen sich leicht zweihundert Seiten vollschreiben und ein „Faust“ oder „Egmont“ ist damit fertig.

Das sind Kleinigkeiten! Man übe meinetwegen die Poesie als schuldlosen Zeitvertreib; besser, man macht ein Heldengedicht, als man säuft sich in einer Kneipe voll; besser, die jungen Leute schmieden daheim Verse, als daß sie Ränke schmieden, und besser sie schreiben schlechtes Zeug zusammen, als daß sie sich herumtreiben und Geld und Gesundheit, und ihrer Seele Reinheit einbüßen.

Das sind längst bekannte Geschichten! schrecklich ist's aber —

Wer sie nicht gestüßt die Qualen,
Kann sie nicht im Bilde malen; —

wenn so ein junger, geheimer Schriftsteller einen Freund besucht, um ihm sein neuestes Werk vorzulesen. Das ist eine sehr traurige Sache und es sollten die Geseze verbieten, daß so ein geheimer Autor kömmt, sein brühwarmes Werk seinem Nächsten vorzulesen.

Was mich betrifft, ich habe verschiedene Kunstgriffe angewandt, um dergleichen peinlichen Lagen zu entgehen, sagt Alexander Dumas; ich habe das Gerücht in Umlauf gebracht, ich verlore die Manuscripte, welche man mir anvertraut; doch immerhin belagerten mich solche Dichter und meinten, es läge nichts daran, wenn ihre Kinder bei mir verloren gingen; sie hätten dieselben doppelt in — Abschrift.

Sehr drollig sind die Jeremiaden, welche Alexander Dumas in der „La Presse“ ausstößt. Dieser berühmte Dramatiker Frankreichs muß viel von solchen Besuchen leiden, und seine Abenteuer werden gewiß auch in einer Verdeutschung Anklang finden. Hier eine Anekdote aus dem Leben des Dichters.

Jemand brachte ihm ein Theaterstück. Da Dumas vor seinen Thüren, gewißigt durch frühere Leiden ähnlicher Art, eigene Leute hält, die Alles, was sich mit Manuscripten nähert, unbarmherzig abweisen, so hätte jener Herr, um Dumas sein Stück persönlich überreichen zu können, beinahe die Pforte eingesprengt. Kaum in dem Zimmer, wußte er bald einen festen Platz zu gewinnen; Dumas lag zwar noch im Bette, das schadete indeß nichts. Der Unbekannte begann von seinem Drama zu reden, und es währte nicht lange, so las er es auch mit lauter Stimme; er gerieth in Enthusiasmus, setzte sich an das Fußende des Bettes, rückte näher und immer näher, so daß er sich fast des ganzen Bettes bemächtigt hatte. Dumas war in einer verzweifeltsten Lage; denn ein Jeder hält sich wohl das Bett, um darin in Person zu schlafen, und nicht, damit es Gästen zum Canapee diene. Krampfhaft in seinem Vortrage fortfahrend ließ sich der Vorleser nicht stören, bis ihm Dumas sein Ehrenwort gab, er wolle sein Stück, wenn er ihn jetzt nur aufstehen ließe, sobald er allein sey, augenblicklich lesen. Der Herr ging nun weg, nachdem er ganz bescheiden erklärt, das anvertraute Gut sey ein wahres Meisterstück, und versprach, des andern Tages wieder zu kommen.

Dumas hielt Wort. Er nahm die bittere Medicin, und schlürfte den Wermuth auf einen Zug aus. Kaum zu Rande, bemerkte er mit triumphirendem Gesichte, daß Namen und Adresse des Dichters auf des Stückes Umschlag notirt waren. Dumas schrieb einen vier Seiten langen Brief, dem er das Manuscript beilegte, und sandte das Packet noch am nämlichen Tage dem „Manne mit dem Meisterstücke“ zu, mit dem Bemerkten, daß er morgen, einer Jagdpartie zu Versailles willen, verhindert sey, das Vergnügen seines Besuches zu genießen.

Einem Gläubiger, einem von Eifersucht geplagten Liebchen, einem einstürzenden Schornstein meinetwegen kann man geschickt entweichen, aber einem solchen Autor entgeht man nicht!

(Schluß folgt.)

Der Schatz.

Aus den Papieren eines Offiziers.

(S c h l u ß.)

Bald darauf trat ich meine Rückreise nach Deutschland an. In Memel fand ich an einem französischen Kaufmann einen eben so angenehmen, als willkommenen Reisegefährten. Wir beschloßen, den nähern Weg über die kurische Nehrung zu nehmen. Von diesem Wege konnte man mit Recht sagen: „Nichts als Himmel und Sand.“ Kein Baum, kein Strauch, keine menschliche Wohnung, so weit das Auge reicht; nichts, nichts als öder, todter Sand, das am Strande mit eintönigem Geräusch brandende Meer, und Schaaren von Möven und Dohlen, die schreiend und krächzend über die graue Wasserfläche hinsflogen. Es war daher natürlich, daß wir uns die Zeit durch Gespräch zu vertreiben suchten. Unter andern erwähnte ich auch meines vorigen, auf so räthselhafte Weise spurlos verschwundenen seltsamen Reisegefährten. „Ich möchte wohl wissen,“ schloß ich, „was aus dem armen Schatzgräber geworden seyn mag!“

„Das kann ich Ihnen sagen,“ erwiderte mein Gefährte, „da ich eben erst aus Wilna komme. Die Leiche des Unglücklichen wurde kurz vor meiner Abreise aus dem Chausseegraben unfern Ponnary herausgezogen.“

„So ist er,“ rief ich bewegt, „verunglückt oder wohl gar ermordet worden?“

„Was ich davon aus einer ganz officiellen Quelle in Erfahrung gebracht habe,“ ließ sich mein Gefährte vernehmen, „will ich Ihnen gern mittheilen. Hauptmann Mery kam im Februar dieses Jahres nach Wilna und suchte bei der dortigen Gouvernementsregierung um die Erlaubniß nach, einen Schatz, den er im Winter 1812 auf dem damaligen Rückzuge der Franzosen am Wege von Ponnary vergraben habe, aufsuchen zu dürfen, indem er sich zugleich erbot, der russischen Regierung die Hälfte davon zu überlassen. Man gab die Erlaubniß und der wunderliche Fremde stellte nun sogleich eine Menge Arbeiter an, denen er einen äußerst reichlichen Lohn zusicherte, und ließ nun den tiefen Graben, der das Feld von der großen, hochliegenden, von Ponnary nach Wilna führenden Straße scheidet, im eigentlichen Sinne des Wortes durchwühlen, gleichsam als ob er bis zum Mittelpuncte der Erde dringen wolle. Nach mehrwöchentlichen, äußerst mühsamen und beschwerlichen Arbeiten mußte sich freilich Mery überzeugen, daß der vermeintliche Schatz an diesem Puncte wenigstens nicht zu finden sey. Aber er ließ sich keineswegs dadurch in seinem Wahne irre machen, sondern vielmehr mit gleichem Eifer und gleicher Hastlosigkeit an einer andern, und wieder an einer andern Stelle nachgraben. So trieb er es mehrere Wochen lang, ohne den Arbeitern auch nur einen Kopfen von dem ihnen versprochenen reichlichen Tagelohn zu zahlen. Diese murrten oft darüber und weigerten sich, die eben so beschwerliche und mühsame, als nutzlose Arbeit fortzusetzen, ja drohten sogar mit einer Klage, wenn er ihnen nicht bald den versprochenen Arbeitslohn zahlen würde; aber Hauptmann Mery wußte sie immer wieder

durch Vorpiegelungen von dem unermesslichen Schatze, den man sicher bald in dem Graben finden werde und müsse, und durch glänzende Verheißungen eines reichen Lohnes zu beschwichtigen und zu neuen Anstrengungen anzufeuern. Eines Tages aber drangen die Arbeiter wieder mit Ungeßüm auf Zahlung; alle Versprechungen und die schönsten Worte, die Hauptmann Mery ihnen gab, wollten nichts mehr fruchten. Die erbitterten Arbeiter drangen mit Drohungen und Schimpfreden auf ihn ein, und schrien tobend: „Zahl, verdammter Hexenmeister!“ Der Hauptmann, gereizt und erhitzt, gab unglücklicher Weise einem der ungestümsten Wortführer einen Schlag mit seiner Reitgerte ins Gesicht. Der Ergrimimte, ein riesiger Mensch, Namens Feodor, fiel wüthend über ihn her, warf ihn zu Boden, schlug ihn mit Fäusten, und mißhandelte ihn auf jede Weise. Der Hauptmann suchte mehrmals sich vom Boden aufzuraffen, aber der ergrimimte, halb trunkene Arbeiter riß ihn immer wieder zu Boden, und schlug mit erneuertem Grimm und unter Schimpfreden auf ihn los. Endlich rissen die Andern den Wüthenden hinweg, und der Hauptmann gewann Zeit, sich aufzuraffen und die Flucht zu ergreifen. Erschöpft und blutend lief er nach der großen Straße zu, sein Feind, der riesige Feodor, hatte sich inzwischen auch losgerissen, und rannte mit hoch emporgeschwungener Hacke im vollsten Laufe hinter ihm drein, und war schon dicht hinter ihm, als der Hauptmann einen gewaltigen Ansaß nahm, über den breiten und tiefen, mit Schlamm und Schneewasser ganz angefüllten Graben hinwegsetzte und nach der großen sehr hoch liegenden Straße von Ponnary hinaufzuklimmen suchte. Er konnte jedoch auf der glatten, steilen Wand keinen festen Fuß gewinnen, strauchelte, fiel und faßte, um sich zu halten und in die Höhe zu schwingen, nach dem Aste einer alten knorrigen Weide, die gerade an dieser Stelle über die Tiefe herabhängt; allein der morsche Ast brach und der unglückliche Hauptmann stürzte rücklings in den tiefen Chausseegraben hinab, wo er denn unstreitig, da er sich nicht herauszuhelfen vermochte, von dem Schlamm und Wasser erstickt worden ist. Die Arbeiter, namentlich aber Feodor, ergriffen, da sie seinen Herabsturz gewahrten, statt zu helfen, eiligt die Flucht, und überließen den Hauptmann seinem Schicksal; seine Leiche ist, wie gesagt, erst vor Kurzem aus dem Graben hervorgezogen worden. Der Vorgang mit Feodor, die Flucht des Hauptmanns und sein Herabstürzen in den Graben ist durch die Aussage einiger Fuhrleute, die, gerade von Wilna herkommend, oben auf der großen Straße vorübergefahren waren, aber nach Art solcher Leute sich nicht in den Streit hatten mischen wollen, um sich keine Händel und Weitläufigkeiten zuzuziehen, constatirt worden. So hat der Ärmste, statt des von ihm gesuchten unermesslichen Schatzes, den Tod gefunden, und außerdem nicht unbeträchtliche Schulden hinterlassen, die aus dem Ertrag seiner wenigen Habseligkeiten und dürftigen Kleidungsstücke kaum zum zehnten Theil getilgt und berichtigt werden konnten.“

„Arme Albine!“ seufzte ich, als hier mein Gefährte seinen kläglichen Bericht endete.

„Wer ist Albine?“ fragte dieser neugierig.

„Die Tochter des Verunglückten,“ erwiderte ich. „Sie steht nun ganz einsam und verwais't in der fremden, feindlichen Welt da. Ihr Vater ist das Opfer eines seltsamen Wahns geworden, ihr Geliebter weit von ihr im fernen Amerika.“ Ich erzählte nun meinem staunenden Gefährten Alles, was mir auf der Hinreise der unglückliche Schatzgräber von seiner Albine und ihrer hoffnungslosen Liebe zu dem jungen Claireaux erzählt hatte.

„Großer Gott!“ rief dieser erschüttert und ganz außer Fassung, „ich bin Claireaux. Erst vor Kurzem aus Amerika nach England zurückgekehrt, habe ich von da aus eine Reise in Handelsangelegenheiten nach Rußland gemacht, und will eben jetzt nach Frankreich zurückkehren, um Albine zum Altar zu führen; denn auch mein Vater ist unlängst gestorben. Hätte ich das auch nur im Entferntesten ahnen können, daß der Verunglückte der Vater meiner Albine sey! Aber wie konnte ich glauben, daß er einem so seltsamen Wahne folgen und als Opfer desselben fallen würde.“ Er schwieg hier und rang sichtlich nach Fassung. Auch ich machte meine stillen Betrachtungen über die wunderbare Fügung, die mich mit diesen beiden Personen zusammengeführt hatte, und nicht eher erwachte ich aus meinen Träumereien, als bis unser Wagen in das Thor von Königsberg hineinrasselte. In Königsberg nahm Herr Claireaux herzlich Abschied von mir. „Ich muß,“ erklärte er, „die Schulden meines unglücklichen Schwiegervaters bezahlen, kein Makel darf auf seinem Andenken ruhen; man mag ihn für einen wunderlichen Grillenfänger, aber für einen Schwindler darf man ihn nicht halten. Er hat für seinen Glauben, oder Wahn, wenn Sie lieber wollen, sein Leben gelassen, dieß kann ich ihm nicht zurück erkaufen, aber das will ich wenigstens erkaufen, daß man von ihm, wie einst vom König Franz I. sagen kann: „Er verlor Alles, selbst sein Leben, nur die Ehre nicht.“

Mit hoher Achtung vor der Denkweise meines Gefährten trennte ich mich von ihm, halb laut vor mich hin murmelnd:

„Er grub und schaufelte in die Tiefe hinab,
Und grub und schaufelte nur sein Grab.“

Dr. v. Keyserlingh.

Brosamen aus der Vergangenheit.

Der alte Schwedenkönig Filomer hatte in seinem Hause — dicht neben seinem Schlafgemache — seine Hofbrauerei anlegen lassen. In einer Nacht, nachdem er den Abend vorher des Guten zu viel gethan hatte, taumelte er aus seinem Zimmer, gerieth in ein großes Gefäß mit Meth und ertrank auf elende Weise. Süßer Tod!

Feuilleton.

Der Kaiser von Rußland — hat sämmtlichen Gesellschaften und Wohlthätigkeitsanstalten, sowohl in Petersburg, als auch in Moskau, die Veranstaltung von Maskeraden streng untersagen lassen.

Ein Drama in den Steinbrüchen von Saint-Nemi. — Eine der schauerlichsten Scenen (berichtet der „Destr. Corresp.“), welche noch die berühmte Begebenheit

in den Catacomben von Rom übertrifft, ereignete sich kürzlich in Frankreich. Die Steinbrüche von St. Nemi sind in Souterrains am Fuße kleiner Bergketten gegraben, und nehmen einen ungeheuren Terrain ein. Seit Jahrhunderten haben Menschenhände diese tiefen Labyrinth geschaffen, welche durch Einstürze und geologische Ereignisse sehr gefährlich zu durchschreiten sind. Zwei Knaben, im Alter von 12 und 14 Jahren, mit Namen Louis und Noel, waren begierig, diese Abgründe zu besuchen, in welche Niemand einzutreten den Muth hatte. Mit einer schlechten Dellampe versehen betraten sie kühn den fürchterlichen Weg. Bald mußten sie ungeheure Felsenblöcke übersteigen, bald auf den Händen sich vorwärts bewegen, bald befanden sie sich in einem ungeheuren Raum, welcher einer Kuppel glich, und sie bewunderten mit Erstaunen die schauerlichen Schrecken, welche dieser Aufenthalt auf sie hervorbrachte. Auf ein Mal stieß der Aeltere, Noel, einen gräßlichen Schrei aus: die Lampe, welche ihren Weg erhellte, flackerte auf ein Mal auf und erlosch. Nun waren sie Beide in der fürchterlichsten Dunkelheit, und ihre Verzweiflung kannte keine Gränzen. Wie konnten sie durch diese Abgründe ihren Weg zurück finden? Sie schrien, sie riefen nach Hilfe, aber ihre Stimmen verloren sich in der Unendlichkeit dieser Räume, und nur ein helles Echo, welches wie ein Hohn klang, antwortete ihrem Jammer, und machte die darauf folgende Ruhe nur noch schauerlicher. Zitternd vor Angst und Verzweiflung suchten sie den Rückweg anzutreten. Sie gaben sich die Hände, ihre Körper stießen an zahllose Steine und Felsen, und so wanderten sie drei volle Tage in der Dunkelheit herum, ohne Nahrung, ohne Wasser, bis sie vor Ermattung niederstürzten. In weiter Ferne ertönte der Hammer der Arbeiter, und dieses Geräusch erlaubte ihnen, den Zeitraum zwischen Tag und Nacht unterscheiden zu können. Ihre Körper waren mit Wunden bedeckt, von Kälte, Hunger und Durst erschöpft, fielen sie einander in die Arme, und empfahlen ihre Seele Gott. — „Louis,“ sprach Noel zu seinem Freunde, „ich fühle, daß ich sterben muß, meine Kräfte können mich nicht mehr tragen, Todeskälte durchzieht meine Glieder, sagen wir unser Gebet, und dann — Lebe wohl!“ — „Noel, Noel,“ antwortete Louis weinend, „verlaß mich nicht! habe Muth — noch wenige Schritte, und wir sind gerettet.“ Aber Noel sprach nicht mehr, seine Hand ist starr, er bleibt stumm bei dem Schluchzen seines Freundes, welcher einen Cadaver umfaßt. Louis tritt seinen Cameraden, und — ach Wunder! er regt sich wieder, es war tiefe Ohnmacht, welche ihn ergriffen hatte. Er versucht zu gehen — vergebens! Mattigkeit hemmt seine Schritte. So vergehen acht Tage in der schauerlichsten Verzweiflung. Die zwei armen Kinder legen sich eines neben das andere, und erwarten den Tod mit Resignation. Sie essen Sand, um ihren Hunger zu stillen, und lecken an den kalten Mauern der Wände, um ihren brennenden Durst zu kühlen. Zuweilen rufen sie sich an, um zu hören, ob eines oder das andere noch lebe. „Louis,“ sagt Noel plötzlich mit verzweiflungsvoller Stimme, „ziehen wir um unser Leben, Einer soll gerödtet werden. Der Ueberlebende soll sich den Gerödteten als Nahrung nehmen.“ „Besser ist es,“ sprach Louis ganz bewegt, wir sterben vereint, und bitten Gott, er möge unser Leiden bald entigen. Sie beichteten sich abwechselnd, und erwarteten den Tod. Während dem aber hatten die unglücklichen Aelteren der beiden Knaben alle möglichen Schritte gethan, dieselben aufzufinden, und beweihten voll Verzweiflung deren Schicksal. Endlich, nach acht Tagen, kamen sie zufällig auch zu dem Eingang der Steinbrüche; an einem Strauch hingen einige ihrer Kleidungsstücke; die Aelteren nebst vielen Freunden drangen mit Lichtern in die Höhlen ein, und fanden die Kinder, welche verschlungen, die Kälte und Steife

des Todes auf den Gesichtern und Gliedern, vor ihnen lagen. Man brachte sie zu den Aeltern zurück — aber — man hat wenig Hoffnung sie zu retten.

Eine schreckliche Missethat — (erzählt das „Pr. Abendblatt“) ist aus den verhängnisvollen Junitagen erst jetzt nach achtmonatlicher Geheimhaltung enthüllt worden. Ohne einen authentischen Bericht schreiben zu wollen, begnügen wir uns einstweilen das auf Thatsachen basirte Gerücht zu veröffentlichen. Eine gerichtliche Commission nahm dieser Tage in einem an die Carolinenthaler Caserne zu Prag anstossenden Gemüsegarten eine strenge Untersuchung vor, und fand unter einem Düngerhaufen zwei vergrabene Leichname, wovon der eine, ein sich in diesen Garten in der Juniwoche geflüchteter Student, der andere ein 12jähriger Sohn eines Gartentagelöhners gewesen seyn soll. Zu dieser schauerhaften Entdeckung soll nachstehender Umstand geführt haben. Eben jener Tagelöhner fiel seit langer Zeit durch seine Verstortheit, die sonst nie an ihm bemerkt wurde, dem Gärtner auf. Mehrmal fragte ihn der Letztere um die Ursache, aber vergebens. Da verrieth endlich der 7jährige Sohn dieses Tagelöhners, daß sein Vater den ältern Bruder erschlagen habe. Der Gärtner machte bei Gericht die Anzeige davon, die Commission verhörte sogleich den Tagelöhner, und dieser gestand ohne Umstände, daß sich in der Juniwoche ein Student in seine Wohnung geflüchtet, und ihm den Besitz einer Barschaft von 300 fl. C. M. vertraut habe. Von der Eier nach dieser Barschaft berückt, habe er in der Nacht den Studenten ermordet, und als er bemerkt habe, daß sein älterer Sohn ein wachsender Zeuge dieses Mordes gewesen, auch diesen erschlagen, und dann beide Leichen in der Ecke des oben erwähnten Garten unter den Düngerhaufen vergraben. Der Mörder wurde festgenommen, und die nachfolgenden Hausdurchsuchungen lassen Theilnehmer an dem Doppelmorde vermuthen. Ob solche zu Stande gebracht wurden, ist noch unbekannt.

Kossuth — muß sich wirklich für den König von Ungarn halten, denn als ihm neulichst in Debreczin ein Sohn geboren wurde, ließ er diese interessante Neuigkeit der beglückten Bevölkerung mit 101 Kanonenschüssen verkünden. „Was machen meine Bürger?“ fragte er einmal in Pesth und scheint noch in derselben Meinung von sich zu verharren. Manche Kossuthianer ergreifen schon Vorsichtsmaßregeln, so scheint Steyhan Bezeredi, welcher nach der charakteristischen Bemerkung Széchenyis auch nach den Sperlingen mit Kanonen zu schießen pflegte, kein Zutrauen auf den Erfolg zu haben, denn er schrieb neulich seiner Frau, sich von den Kossuth'schen Banknoten zu befreien.

Papierkorb des Amüsanten.

Der neu erwählte Krakauer Deputirte, Rabbiner Meissels wurde von einem Minister befragt, warum er sich denn zur Linken setze: „Excellenz!“ war die Antwort, „die Juden haben keine Rechte!“ —

In einem altspanischen Saynete (Nachspiel) heißt es: „Wenn ein Spanier niest, dann fallen ein Duzend Deutsche, fünfzig Italiener, siebenzig Franzosen und mindestens hundert Portugiesen um.“ — (Solche Bescheidenheit hat etwas wahrhafte Rührendes.)

Kossuth hält sich für ein Licht der Welt! — Aus Pesth erzählt man sich hierüber folgende Anekdote. Ein Laternbube, deren es in Pesth immer auf den Straßen gibt,

fragte den an einem sehr dunklen Abend durch die Stadt gehenden Kossuth, ob er ihm leuchten solle. „Nein,“ antwortete Kossuth, „ich bin selbst ein Licht der Welt.“ „Nun, so wünsche ich,“ entgegnete der Junge, „daß sie am Ende dieser Straße aufgehängt würden, denn da ist's immer sehr finster.“

Der „Boston Herald“ gibt einige ergötzliche Mittheilungen über die Solidität der amerikanischen Bauten. „Ein Herr hatte in New-York ein neues Haus bezogen und lehnte sich nach Tische, wie Amerikaner es zu thun pflegen, mit seinem Stuhle gegen die Wand, um in dieser behaglichen Lage seine Cigarre zu rauchen. Unglücklicher Weise muß er nießen, die Wand gibt nach und er stürzt auf die Straße hinunter. Zum Glücke fiel er nicht auf den Kopf und hatte keine schweren Verletzungen zu beklagen. Er machte natürlich dem Hausbesitzer einen Prozeß, wurde aber von den Gerichten abgewiesen, weil ein Bürger von New-York die Gefahr kennen müsse, sich an die Mauer dieses Hauses zu lehnen. Ein anderer Mann, der auf einem Stuhl an der Wand sein Mittagsschlafchen hielt, wurde durch einen heftigen Schmerz aufgeweckt und fühlte einen Nagel von der Wand aus in seinen Hinterkopf dringen: ein Nachbar im Nebenhause wollte einen Nagel einschlagen, um daran ein Bild aufzuhängen.“

Correspondenz.

(S c h l u ß.)

New-York am 7. Jänner 1849.

Es gibt hier Schlosser, welche die ersten Arbeiter in Deutschland waren; hier müssen sie aber Anfangs, besonders wenn sie der englischen Sprache nicht mächtig sind, die ordinärsten Arbeiten machen, bis sie dann nach mehreren Monaten vorwärts kommen. Darum solche Empfindliche, Hochsahrende, welche herüber kommen, und nicht gleich die ersten Stellen erhalten, oder 10 Thaler die Woche verdienen, nur schimpfen und toben, das Land verfluchen, und wenn sie noch Geld haben, wieder nach Europa zurückkehren oder nach Süden gehen, wo man ihnen so und so viel verspricht, aber häufig sich getäuscht finden; dann, wenn sie ihr Geld, ihre Kleidung, oft auch ihre Gesundheit eingebüßt haben, kommen sie nach New-York zurück, und sind froh, wenn sie in irgend einem Aulternsalon als Aufwärter unterkommen können. Darum, wer nicht kämpfen will, europäische Lustbarkeiten nicht entbehren kann, der ersten, vornehmen Herrn spielen will, wenn er selbst reich ist, der komme nicht nach Amerika. In seinen 4 Pfählen kann er sich vornehm dünken, so viel er will, allein da Jeder irgend ein Geschäft haben muß, wenn er geachtet oder Wähler seyn will, so wird er ohne diese Eigenschaft nur als ein einfacher „Sir“ angesehen, und Gott bewahre, wenn er an irgend einem öffentlichen Orte einen Vorzug beanspruchen will, denn der Lastträger, der geringste Diener des Hauses, der Stiefelpußer ist eben so gut Bürger, wie der erste Kaufmann der City, und gibt seine Stimme zur Präsidentenwahl. — Die Damen sind aristocratischer, als die Männer; wenn man Zutritt zu den vornehmsten Familien haben will, da wird sorgfältig nachgesehen, wessen Standes man ist; stellt sich ein Mann als deutscher Graf oder Baron, als französischer Marquis, oder italienischer Conti vor, dann ist sein Glück fertig; es regnen ihm Einladungen von allen Seiten, besonders wenn er jung, hübsch und einen netten Schnurbart besitzt; à propos! die Schnurbärte sind hier verpönt, und nur einige Deutsche, Franzosen und Russen tragen solche, denn nur bei den Damen finden dieselben noch Gnade. Dagegen sieht man die abentheuerlichsten Bärte in Hinsicht des Wuchses und der Farbe. Jeder Amerikaner ist stolz auf seinen Haarschnitt am Kinn, wenn man auch mit dem Microscop darnach suchen müßte. — Als eine wichtige Neuigkeit für die neue Welt ist die Nachricht, daß man in Californien unermessliche Goldgruben und Goldwägereien gefunden hat; 15 Schiffe sind von hier mit goldsuchenden Passagieren nach San Francisco abgegangen, und eben so viel von Philadelphia, Boston und Canada; zu Lande fährt der Weg über die Felsengebirge. Eben so geben aus dem Westen der Vereinigten Staaten große Züge nach dem goldreichen Californien. Von hier bis nach dem californischen Meerbusen hat man 3 — 4, wohl auch 6 Monate zu schiffen. —